

"Familialisierung" als Prinzip interaktiven Fernsehens.

---

In: *Ästhetik & Kommunikation* 24, 1995, Nr. 88, S. 67-74.

## »Familialisierung« als Prinzip »interaktiven« Fernsehens

Wenn man den Bildern der Werbung für Fernsehgeräte aus den fünfziger Jahren Glauben schenken darf, hat sich damals das Fernsehvolk in bester Abendgarderobe zum Empfang des Programms in der guten Stube eingefunden, gerade so, als ginge es ins Theater oder in die Oper. Nicht nur Anekdoten aus der frühen Fernsehzeit berichten von solch erfürchtigem Verhalten und von der Oma, die Werner Höfer beim Frühschoppen zuprostete, auch die Programmtheorie dachte das neue Kommunikationsarrangement als personale Interaktion: »[...] der persönliche Charakter des Fernsehens aber erfordert den Ansager, der als eine Art Gast über den Bildschirm in unser Heim kommt und uns als Gastgeschenk sein Programm mitbringt« (Eckert 1953, S. 95).

Entsprechend formal und steif gerieten die Ansagen: Das Fernsehen gab sich den Anstrich einer Institution der Öffentlichkeit im besten Sinne.

1990 ließ eine Ausstellung des *New Museum of Contemporary Art*, New York, ihren Rundgang durch die Fernsehgeschichte in einem Schlafzimmer enden. Der Öffentlichkeitscharakter des Fernsehens schien nicht nur durch die Art der Programme selbst widerrufen, sondern war auch durch den typischen Platz des Apparates demontiert: Er war Ende der achtziger Jahre im scheinbar »privatesten«, »intimsten« Raum der Zuschauer angelangt. Entsprechend häufig wurde Richard Sennetts »Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität« (1986) in der kulturkritischen Diskussion zitiert.

Doch mit der Integration des Fernsehers in die multimedialen und vor allem potentiell interaktiven »Audiovisionen« (Zielinski 1989) werden Öffentlichkeitsmetaphern der Fernsehkommunikation, so z. B. McLuhans »global village«, von sogenannten Medienphilosophen wieder in Umlauf gebracht. Paradiesische Entgrenzungspantasien durchflattern beispielsweise Norbert Bolz' »Theorie der neuen Medien« (1990) wie Frühlingsblaues Band: Alle kommunizieren mit allen, Verfremdung wird qua Kommunikationstechnik überwunden.

Technologische Schübe in der Medienentwicklung lassen eben auch regelmäßig linke Medienutopien aufleben, allen voran Brechts »Radiotheorie«, die mit der Idee der Wechselseitigkeit der Kommunikation wie gemacht scheint für die Promotion des »interaktiven« Fernsehens.

Doch sind solche Argumentationen nicht bloß historisch unbelehrt (welche medientechnische Neuerung hätte je einer Sozialutopie zur Verwirklichung verholfen?) und im Kern technik-fetischistisch. Sie sind vor allem blind gegenüber den Formen interaktiver Kommunikation, die schon längst, in der sozusagen »präparadiesischen« Ära des Mediums, mit dem prähistorischen Kommunikationsmittel Telefon im Fernsehen stattfindet. Da das Utopische der paradiesischen Interaktionsversprechen aber darin begründet liegt, daß sich im »interaktiven« Fernsehen Öffentlichkeit im besten Sinne herstellt, sei ein Blick darauf geworfen, mit welcher Funktion sich Interaktionen im derzeitigen Fernsehen abspielen.

Interaktionen von Moderatoren oder Showmastern mit Zuschauern qua Telefon haben eine lange Tradition, beginnend mit Lou van Burg bzw. später Vico Torriani in DER GOLDBENE SCHUSS (ZDF). Auf dessen Prinzip beruhen großspurig als »interaktiv« beworbene Produktionen wie HUGO (Kabel 1), bei denen Zuschauer per Fernfontasten ein Computerspiel spielen. Hier gilt die bloße Erweiterung des Fernschirms zum Videospielplatz (resp. in anderen Visionen zum Kaufhauskatalog oder zur fernabgefragten Videothek) schon als Interaktion, die doch eigentlich ein lernfähiges System als Gegenüber voraussetzt. Jenseits solcher Modifikationen des Joysticks will ich die Funktionen televisueller Interaktionen zwischen Personen anhand zweier Zuschauertelefonate aus Fernsehshows skizzieren. Die eine Show ist 1993, die andere 1994 ausgestrahlt worden, und doch beschreiben sie einen tiefen fernsehhistorischen Einschnitt.

Das erste Beispiel stammt aus der letzten Ausgabe von DER GROSSE PREIS (ZDF) mit Hans Joachim Kulenkampff, einem »Fernsehmann der ersten Stunde«. Entsprechend der Genrekonvention werden Telefonate mit Zuschauern in dieser Quiz Show nur als Besonderheit eingesetzt: Der Moderator verkündet einer Loskäuferin das Glück eines Gewinns von 100.000 DM live per Telefon. Das Beispiel liest sich, als hätte Loriot den Dialog geschrieben:

**Kulenkampff:** Hallo, sprech ich mit Frau Meyer?

**Angerufene:** Nein, mit Frau Schneider.

**K.:** [mit fragendem Blick Richtung Sendeleitung, die in der zweiten Reihe des Saalpublikums sitzt] Frau Schneider?

**A.:** Schneider in Buß im Saargebiet ...  
**K.:** Im Saargebiet ... oh, dann, ah, dann hat man mir eine falsche, Moment, Sekunde [läuft zurück zu seinem Pult ... mein Name ist Kulenkampff, können sie schon mal erschrecken ne zeitlang, und wir machen hier, jetzt wissen Sie alles schon, die Sendung ... [vergewissert sich immer noch in seinen Unterlagen, Blickkontakt mit der Sendeleitung] ... ja stimmt ... Der große Preis, und Sie, liebe Frau Sch., wie war der Name?

**A.:** Schneider.  
**K.:** Liebe Frau Schneider, Sie haben 100.000 Mark gewonnen!

**A.:** Ooh, das gittet ja nit!

**K.:** Dooch, viel [Applaus des Saalpublikums] ...  
**A.:** [offensichtlich zu jemandem in ihrer Wohnung] Das Fernsehen anmachen!

**K.:** Frau Schneider, ja, ch ...

**A.:** Ja, das Fernsehen anmachen!

**K.:** [gleichzeitig] ... schau Sie, die Leute freuen sich ...

**A.:** Hörn se mal ...

**K.:** Es gibt doch noch mehr als 100.000 Mark auf der Welt, aber das ist ja ganz schön, wenn man so einfach so die gewinnt ... [fragend] sind Sie ...

**A.:** Moment, warten se mal'n bißchen. [Saalpublikum lacht]

**K.:** [blickt fragend in Kamera. K. geht dann Richtung Sendeleitung und Saalpublikum und nimmt Hörer beiseite] ... was hat ... ich hab nicht ... was hat se gesagt [Sendeleiter gestikuliert] ... bitte ...

**A.:** Hallo?

**K.:** Ja, ich bin noch dran. [kreisender Applaus des Saalpublikums]

**K.:** Ja, das, dies, das ist im ZDF, die Sendung heißt seit 19 Jahren DER GROSSE PREIS, und in den letzten Monaten habens auch mehr Leute mitgekriegt, daß es die gibt ... [erwartet Reaktion, die ausbleibt] ... ham se'n schon mal was davon gehört?

**A.:** Sprechen se noch mit mir?

**K.:** Jaha ... [Kreischen des Publikums] Ich spreche heute abend nur noch mit Ihnen.

**A.:** Nur noch mit mir?!

**K.:** Die Sendung heißt DER GROSSE PREIS ...

**A.:** Ja.

**K.:** Die machte früher mal Wim Toelke ... [erwartete Reaktion bleibt aus] ... ham Sie da mal von gehört?

**A.:** Ja, hörn se mal, sprechen Sie auch mit dem richtigen Adressaten?

**K.:** [fragend Richtung Sendeleitung, da offensichtlich nicht verstanden hat] ... mit wem soll ich sprechen?

**A.:** Sind se mit dem richtigen Teilnehmer verbunden, ich heiße Schneider.

**K.:** Ja, ich weiß, Frau Schneider, ich heiße Kulenkampff, ham Sie auch nit gehört ...

**A.:** Ja, jetzt seh ich Sie im Fernsehen, ja [kann allerdings nur seinen Rücken sehen, da er sich die ganze Zeit von der Kamera abgewendet und dem Saalpublikum zugewendet hat, er verharret so]

**K.:** Ah, jetzt, na also ...

**A.:** Ja ...

**K.:** Na, was ...

**A.:** [unverständlich]

**K.:** Da mach ich doch noch ne Spätkarriere ... ja, ich freu mich, ihnen 100.000 Mark ... mitteilen zu dürfen ... die sind ja nicht von mir ...

**A.:** Mensch, ich hab jetzt Herzklopfen!

**K.:** Nes, das sind wirklich 100.000 Mark, das ist doch schön, freun sich nicht? ... doch! ... hm  
**A.:** Ja, natürlich ist das schön.

**K.:** Na also! ... gut, Frau Schneider, jetzt müssen wir uns trennen ...

**A.:** Ja.

**K.:** Nochmal 100.000 Mark werden Sie heute aber nicht gewinnen ... ne.

**A.:** Wahrscheinlich nicht, nee, aber 100.000 Mark [kann ich gar nicht begreifen ...]

**K.:** [gleichzeitig] Aber wenn Sie fleißig immer wieder ein Los kaufen, von der Aktion Sorgenkind, dann kanns ja sein, sie sind ja jetzt hoch in Form, daß Sie vielleicht mal ne viertel, ne halbe oder auch mal die ganze Million gewinnen.  
**A.:** Das werd ich weiter tun ...

**K.:** Das werden Sie weiter tun ...

**A.:** Ja ...

**K.:** Ich danke Ihnen für dieses Gespräch, hehe.

**A.:** Ich danke IHNEN für den Anruf!

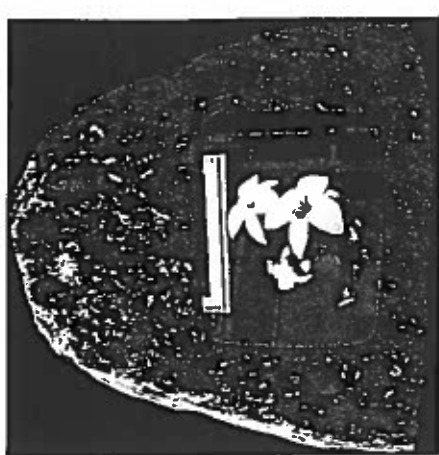
**K.:** Gern geschehen [lachend], sehr gern geschehen, tschüß ...

**A.:** Tschüß. [Applaus des Saalpublikums]

**K.:** [geht zu seinem Pult zurück, legt den Apparat weg und adressiert das erstmal direkt in die Kamera] Frau Schneider, Sie gucken ja jetzt zu, Frau Schneider, sie waren ein reiner Glücksfall, Sie haben ein sehr schönes Gespräch mit mir geführt, Ich danke Ihnen.

Der Stimme nach gehört Frau Schneider Kulenkampfs Generation an. Für beide bedeutet das Live-Telefonat mit einseitiger Bildübertragung

eine Überforderung ihrer medialen und kommunikativen Kompetenzen. Frau Schneider ist zwar in erwünschter Weise überrascht, doch beide, Kulenkampff wie Frau Schneider, wenden einen Großteil des Gesprächs, um überhaupt die Kommunikationssituation zu klären und Mißverständnisse auszuräumen. Durch sein anfängliches Versehen und sein Nichtverstehen provoziert Kulenkampff diese Situation unabsichtlich, sein entscheidender Verstoß gegen die Regeln des Fernschrelefonats aber ist, daß er die mißbrauche Frau Schneider, auch als sie endlich den Fernsehapparat mit dem richtigen Programm hat anstellen lassen, nicht direkt qua Kamerablick adressiert. Kulenkampff, genuiner Theatermann, agiert vielmehr für das Saalpublikum und verunmöglicht so aufgrund der räumlichen Gegebenheiten, daß die Kamera ihn von vorne abbilden kann. So bedarf es der Rückfrage von Frau Schneider, ob Kulenkampff überhaupt noch mit ihr spreche. Hauptsächlich mit der Klärung der Situation beschäftigt, geht sie nicht auf die auffordernden Momente ein und nimmt das Gespräch nicht in kooperativer Weise auf, eben auch, weil Kulenkampff ihr nicht durch Augenkontakt ihre Einsatzstellen signalisiert. Die von Roman Jakobson (1971) als phatische Funktion beschriebene Dimension der Sprachverwendung, einen Kontakt herzustellen, aufrechtzuerhalten und die Bedingungen der Kommunikation zu klären, dominiert dieses Gespräch. Kulenkampff blickt seiner Ge-



likum und verunmöglicht so aufgrund der räumlichen Gegebenheiten, daß die Kamera ihn von vorne abbilden kann. So bedarf es der Rückfrage von Frau Schneider, ob Kulenkampff überhaupt noch mit ihr spreche. Hauptsächlich mit der Klärung der Situation beschäftigt, geht sie nicht auf die auffordernden Momente ein und nimmt das Gespräch nicht in kooperativer Weise auf, eben auch, weil Kulenkampff ihr nicht durch Augenkontakt ihre Einsatzstellen signalisiert. Die von Roman Jakobson (1971) als phatische Funktion beschriebene Dimension der Sprachverwendung, einen Kontakt herzustellen, aufrechtzuerhalten und die Bedingungen der Kommunikation zu klären, dominiert dieses Gespräch. Kulenkampff blickt seiner Ge-

sprächspartnerin erst in die Augen, nachdem das Gespräch beendet ist und er auch medial in der Hierarchie wieder allein über den Kanal verfügt: Nun spricht er als Vertreter der Institution offentlich sein Lob.

Das zweite Beispiel stammt aus der vom Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg produzierten Phone-in-Sendung NULL UHR KUTTNER. Die aus dem Radioprogramm ein wenig modifiziert übernommene, jeden Freitag um 24.00 Uhr live ausgestrahlte Sendung besteht fast ausschließlich aus Zuschauer telefonaten mit dem Moderator. Jürgen Kuttner adaptierte, wie mittlerweile etliche Moderatoren im deutschen Fernsehen, erklärtenmaßen Kommunikationsformen, die Ray Cokes in der MTV-Sendung MOST WANTED etabliert hat: Cokes ruft aus dem Studio Zuschauer an, die einen Musikwiewunsch an seine Sendung geschickt haben, um mit ihnen zu plaudern. Dabei adressiert er via Kamera doppelt: einerseits den jeweiligen Telefonpartner, andererseits die Zuschauer insgesamt. Dabei ergibt sich ein doppelbödiges Spiel, da Cokes zum Teil mit dem Anrufer, zum Teil über den Anrufer spricht und wirzelt. Einbezogen in das Spiel sind Redakteure im Studio und vor allem Kameraleute, die aus dem Hintergrund kommentieren und die Kamera mit all ihren technischen Möglichkeiten durch auffällige Einstellungen und oft ruckartige, schnelle Bewegungen oder Zooms (wie es sich für Studiokameras »nicht gehört«) verwenden. Diese Formen gehen spielerisch mit der doppelten medialen Situation um, stellen deren Bedingungen aus und überbrücken, indem sie ein den Produzenten und Zuschauern gemeinsames Wissen um die medialen Bedingungen herstellen und immer wieder auf sie verweisen, die bestehende Kluft symbolisch. Die phatische Dimension wird hier zum Gegenstand, zum Spielmaterial der Kommunikation und ist nicht, wie bei Kulenkampff und Frau Schneider, bloße Bedingung der Fortsetzung des Gesprächs.

Kuttner, ausgestellt berliner Ostberliner, gibt für seine Sendung jeweils ein Thema aus, zu dem sich die Anrufer äußern sollen. Die Sendung in der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober 1994 zum »Geburtsstag der Republik« fragte, was

die Zuschauer an diesem Tag gemacht hätten, wenn Wende und Vereinigung nicht stattgefunden hätten. Eines der Gespräche verlief wie folgt:

Kuttner: Hallo, Ulrike.

Ulrike: Hallo.

K.: Tach...

U.: Und? (lacht)

K.: Und? Und selbst?

U.: Naja, also paß auf, ich wollte anrufen, wa ...

K.: Hast sogar gemacht, offensichtlich.

U.: Naja, paß auf, und zwar gehts darum: ich war heut bei ner Party, wa, und da ham se so ne, wie so ne Altkommunisten, praktisch also wie FDJ-Party gemacht, und da hat so n Mädchen, also, es geht ja nur um heute jetzt, ne, und zwar hat da so n Mädchen ...

K.: Naja, es geht ja eigentlich um früher, aber erzähl mal weiter.

U.: Naja, mir gehts aber heut um heute, ja?

K.: (zögernd) Ja, mpf! ...

U.: Und zwar hat meine Freundin fünfzigprozentigen polnischen Wodka getrunken, hat mich damit rausgeschleppt und hat mich gegen ein Gitter gezerrt, und ich bin dagegen gefallen und hab n Loch im Kopf jetzt, toll, wa?

K.: Ja, macht dich det nicht auch manchmal nachdenklich, was für Rituale so junge Menschen haben, wenn se feiern?

U.: (labwiegend) Ja.

K.: Ja (lacht), jut, mit nem Loch im Kopf biste jetzt relativ nachdenklich zu Hause (und Murli ist sauer ...

U.: (fällt ins Wort, gleichzeitig) Und jetzt hab ich kein, hab ich kein, den ich anrufen konnte, mach den Fernseher an, seh dich, na, dacht ich, wa ... na, rufste den mal an.

K.: und, (fällt ein, unisono) na, rufste den mal an... Zumal, wie bringste jetzt der Murli bei, daß das FDJ-Hemd voll mit Blut beschmaddert is?

U.: Ja, der hatt ich heut leider nicht an.

K.: Nee, wie alt biste denn, Ulrike?

U.: Neunzehn.

K.: Da haste, was haste da vor 5 Jahren, ah, da warste 14, ja, is schwierig, da warste inner Schule ...

U.: hm ...

K.: und bist heut immer noch in der Schule ...

U.: Ja.

K.: Wenn de jetzt so beide Schulen gegeneinander hältst, welche war besser?

U.: Ich will jetzt eigentlich nicht um die Schulen ... über die Schulen reden.

K.: Ach so, wir solln uns jetzt voll auf dein Loch im Kopf konzentriern.

U.: Ja, genau, und ich war nämlich grad inner Charité, verstehste, und bin da nämlich genährt worden.

K.: Na, das ist dann doch aber n relativ ereignisreicher Tach, ja ...

U.: Ja, nee, ick hab mir den aber nicht so vorgestellt ...

K.: Is doch n siebter Oktober, an den man sich wird schön erinnern können. Wo isser denn ungefähr (zeigt mit der Hand auf seinen Kopf und beugt sich zur Kamera), hier so?

U.: Ja, genau da, genau da ...

K.: Ach, das ist aber ungünstig, da hat man ja keine Narbe, mit der man später angeben könntest.

U.: Na, hör mir uff, die ham mir da die Haare weggeschnitten, jetzt hab ich da ne Glätze.

K.: (lacht) Naja, du wirst aber auch anderserts zugeben, daß es bei der heutigen Frisurenvielfalt überhaupt gar nicht mehr erkennbar ist, ob da n Mediziner oder n Frisör am Werke war.

U.: (kichernd) jetzt muß ich immer ne Mütze aufsetzen

K.: Ne Mütze? ... warum denn, jeh doch einfach so ohne ... ja, wenn die hier son bißchen ...

U.: ... das tragen nur so Männer, weil se dann cool aussehen ...

K.: ... bißchen so Kaliumpermanganat oder so blau gefärbt haben, dann sieht das doch ziemlich schärfar und altkommunistisch aus.

U.: Ja, nee, fand nicht, daß die so früher aussahen.

K.: Naja, neu altkommunistisch, die Altkommunisten heute sehen ja auch nicht mehr so aus, wie se früher mal so ausgesehen haben, die sehn ja och alle n bißchen anders aus.

U.: Jaja, stimmt schon.

K.: (in die Hände klatschend) Jut, Ulrike, denn ...

U.: (kichert)

K.: ... würd ich mich jetzt mal ganz vorsichtig von dir verabschieden, ja?

U.: Ja, mach des ...

K.: Versuch, den Kopf jetzt nicht zu bewegen, wenn de jetzt den Hörer auflegst, weil, brummt det immer noch n bißchen, wenn de so machst ... (bewegt den Kopf ruckartig)?

U.: (lacht) Ja ...

K.: Mach mal so (wiederholt die Bewegung)

U.: (lacht) Okay

K.: Brummt gar nicht! ... tschüß, Ulrike!

U.: Tschüß!

Deutlich zeigt sich, wie hier der Jargon eines quasi familiären Umgangs dominiert: Nicht nur



die Wortwahl und ausgestellt dialektgefärbtes Sprechen sind bezeichnend, vor allem zeigt sich die Nichtanerkennung der Macht, die der Institution Fernsehen traditionell zugesprochen wurde (auf der Kulenkampff mit seiner Berühmtheit und als Glücksbringer herumritt und angesichts derer Frau Schneider in Unsicherheit verfiel), darin, daß die Anruferin kaum geneigt ist und auch explizit verweigert, Kuttners Themenvorgabe zu berücksichtigen. Dies gehört freilich zum Spiel der Sendung und damit zu den »Reihen«: Kuttner hat die Macht, einen Anrufer »wegzurücken« oder »rauszuschmeißen«, wenn dieser nicht auf Kuttners Wünsche eingeht. Das animiert Zuschauer gelegentlich zur Machtprobe, im Gespräch die Führung zu übernehmen,

bis Kuttner sich wehrt. Ulrike nutzt hier die Möglichkeit zur Interaktion, um eine Situation ihres Alltag zu managen. Sie kommt verletzt nach Hause, niemand ist zum Erzählen und Bedauern da, ihr fehlt die Bezugsperson: flugs zum Telefon gegriffen, und Kuttner plus Zuschauer/Zuhörer rücken an die Stelle der nicht anwesenden Mutter. Im Sinne Sennetts (1986, 336) handelt Ulrike hier, da öffentlich, »unzivilisiert«, doch gerade das provoziert ja der Sennetttyp des Phone-in (vgl. Kaczmarek/Wulff 1994).

Der Umgang miteinander wie mit dem Medium ist bei NULL UHR KUTTNER offensichtlich nicht mehr von der Institution Fernsehen gekennzeichnet, die Ehrfurcht vor der Öffentlichkeit bedeutet und die Kulenkampff und Frau Schneider das Gespräch so schwer und deshalb im Ausgang so beglückend gemacht hatte: Es besaß, da es tatsächlich hätte scheitern können, eine ganz andere Fallhöhe als die Gespräche medial kompetenter Anrufer mit Kuttner haben. Die spekulative Frage ist nun, ob der quasi familiäre Charakter von Interaktionen bei NULL UHR KUTTNER Aussagekraft für den Öffentlichkeits- resp. Privatheitscharakter einer zukünftigen Entwicklung von »interaktiven« Fernsehen hat, d.h. ob die Funktion einer solchen Kommunikation als *familiär* zu fassen ist.

Zunächst dürfte der wirklich *interaktive* Gebrauch des Fernsehens einen Prozeß vorantreiben, der zwar durch die ökonomische Privatisierung des Fernsehens einen großen Schub erfahren hat, aber sicherlich ein gesamtgesellschaftlicher ist. Man könnte von einer kulturell-ideologischen Privatisierung des Fernsehens als der Kehrtseite seiner Kommerzialisierung sprechen. Sie enthebt das Fernsehen mehr und mehr dem Anspruch auf Öffentlichkeit im Sinne einer bürgerlichen, rasionierenden, gerade indem es mehr und mehr »Privates«, »Intimes« veröffentlicht. Themen, Stoffe und Formen des Fernsehens übernehmen seither immer weniger die Informations-, Bildungs- und Erziehungsaufgaben, die das öffentlich-rechtliche Fernsehen immer auch und oft mit besserwisserischem Diktat verfolgt hat. Allerdings läßt sich dieser Prozeß auf *kultureller* Ebene nicht sinnvoll als Vordringen

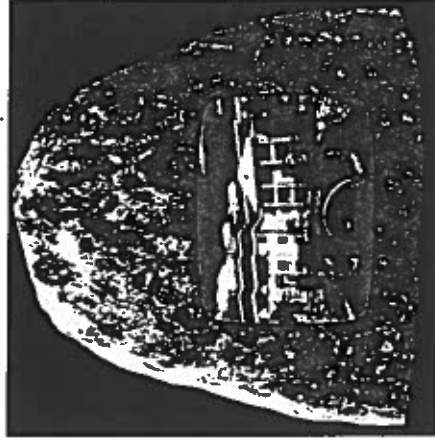
neue Form der Suche nach einem letzten Grund für die Orientierung in der Welt zu verstehen – der Suche nach einem transzendentalen Haltepunkt. [...] Die Suche wird permanent, das Ergebnis hochgradig instabil. Es gibt also eine neue stabile Handlungsstruktur (diejenige der Suche bzw. Reflexion), aber mit instabilem Handlungsergebnis.« (Kohli 1994, 233f.)

Da aber die sozialen Milieus, die traditionell solche Entscheidungen vorgeben oder zumindest abgesichert haben, sich tendenziell auflösen, gewinnt Massenkommunikation einen neuen Stellenwert für »Suche bzw. Reflexion«, also bei der Selbstvergesellschaftung der Individuen: Nicht zuletzt deshalb greifen im Fernsehen Formen wie Talkshows und Familienserien um sich, die gleichsam im Dauergespräch alltägliche Konflikte und Entscheidungen beraten bzw. ausagieren; im sozialen Kern sind sie »Medium« einer solchen »neuen stabilen Handlungsstruktur mit instabilem Resultat«. Und nur das macht möglich, daß Phone-in-Sendungen, die im Hörfunk mittlerweile Legion sind, ins Fernsehen überspringen. Durch Sendungen, mehr noch über Personen des Fernsehens können sich neue Zusammenhänge, Kommunikationsgemeinschaften, »Familien«, herausbilden, die im Gespräch und in der rezeptiven Teilhabe ein »soziales Milieu« schaffen, in dem sich Orientierungs- und Identitätsabsicherungsprozesse abspielen können. Nicht zuletzt dies hat sich im Kultstatus der von NULL UHR KUTTNER und in den extremen Reaktionen der Zuhörer und Zuschauer auf Kuttners Stasikontakte gezeigt: treuer Beistand oder verzeifelte Enttäuschung.

Eine solche »Famialisierung« von der Funktion her ist bei NULL UHR KUTTNER umso deutlicher ausgeprägt gewesen, da in Ostberlin und Brandenburg seit der Vereinigung »Modernisierungsprozesse« mit unvergleichlicher Macht und Geschwindigkeit stabile soziale Milieus aufgelöst haben. Bei der Folge mit dem Thema »Kleine Freuden« bekundeten viele Anrufer, daß eben diese Sendung ihre kleine Freude sei. Doch die Fan-Gemeinde Kuttners beschränkt sich nicht auf das »Beitrittsgebiet«, denn zugleich macht die besondere Moderationsweise, ihre

ironische Brechung massenmedialer Kommunikation, die Besonderheit der Sendung aus. Ein Großteil des Kommunikationsaufwandes dient zur Herstellung des Kontaktes und einer »phatischen Gemeinschaft« (Wulff 1993, 142ff); Damit versichert man sich einer besonderen Gemeinschaft.

Solche Teilhaben an sozialem Geschehen sind freilich so gebunden an Moden, wechselhaft und kurzlebig, wie es Identitäts- und Orientierungsprozesse in der »Risikogesellschaft« verlangen. Ein Prinzip wird darin deutlich: Fernsehen kann viel flexibler als traditionelle Institutionen der Sozialisation auf gesellschaftliche Strömungen reagieren, zumal die Herausbildung von Fan-Gemeinden nicht dem Dirigismus von Bil-



dungs- oder Disziplinierungssituationen unterliegt. So beschleunigt die ökonomische Privatisierung eine kulturell-ideologische, Familie und Staat geben Funktionen ab und zugleich ergeben sich qua medialer Kommunikation bedarfsorientierte Gemeinschaften, die von der Funktion her familialen Charakter haben, ohne allerdings deren Geschlossenheit und Dauerhaftigkeit zu besitzen – mit all deren Vor- und Nachteilen. Die Klassifizierung solcher Prozesse macht keinen Sinn, die alte Dichotomie verliert zusehends an analytischer Kraft. Zwar lassen sich viele Kommunikationsakte auch noch in NULL UHR KUTTNER vom Reiz des Spiels mit der traditionellen Grenze von Öffentlichkeit

und Privatheit her erklären, doch werden sie damit zugleich zum Verschwinden gebracht. Die Situation ist paradox: Die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit existiert und existiert zugleich nicht. Genau diese Zwischenstellungen machen derzeit den Spaß an der intimisierenden öffentlichen Interaktion aus.

Wirkliche Interaktionstechnologien des Fernsehens werden also mutmaßlich einen sowieso schon vorgängigen Prozess beschleunigen, und nur das dürfte sie durchsetzbar machen. Daneben werden aber auch »traditionelle« Fernsehformen ihren Platz behalten. Ein so vielgestaltiges Medium wie das Fernsehen ist ja nicht nur hinsichtlich seiner Themen und Stoffe als »kulturelles Forum« (Newcomb/Hirsch 1986) zu



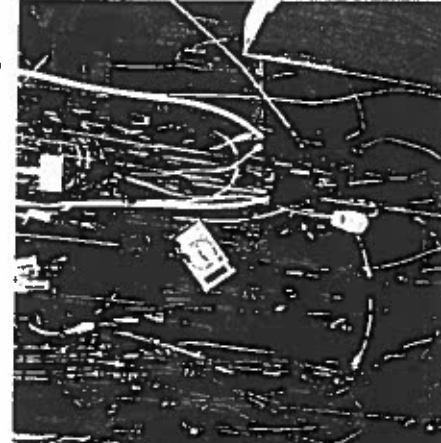
begreifen, sondern auch hinsichtlich seiner Formen und Sprechweisen. Hier von Ungleichzeitigkeit zu sprechen, wäre eine dem Medium gegenüber inadäquate Haltung. Ob die Fernseher aber im nächsten Jahrtausend den Weg aus den Schlafzimmern finden und in die Computer auf den Schreibtischen wandern werden, das ist nicht nur angesichts des Programms, sondern vor allem auch angesichts der sozialen Funktionen des Fernsehens zu bezweifeln. Denn wenn das Prinzip der »Familiarisierung«, die Dichotomie von Privatheit und Öffentlichkeit im Fernsehen vollends abgelöst haben sollte, dann steht der Fernsehapparat bereits jetzt im richtigen Zimmer – so es Schlafzimmern als abgetrennte Funktionsräume dann noch geben wird.

#### Anmerkung

1 Ich verdanke dieses Beispiel Klemens Hippele (1994), der die Adressierungsformen ausführlich analysiert hat.

#### Literatur

- Beck, Ulrich (1986) Risikogesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.  
 Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) (1994) Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp.  
 Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994a) Individualisierung in modernen Gesellschaften. Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck/Beck-Gernsheim 1994, S. 10 – 39.  
 Boltz, Norbert (1990) Theorie der neuen Medien. München: Raben Verlag.  
 Eckert, Gerhard (1953) Die Kunst des Fernsehens. Umriss einer Dramaturgie. Emsdetten: Lechre.  
 Hippele, Klemens (1994) Fernsehen: Situationen und Frames. Berlin, unveröff. Manuskript.  
 Jakobson, Roman (1971) Linguistik und Poetik. In: Ders.: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse



- und Perspektiven. Frankfurt/M.: Athenäum, S. 142 – 178.  
 Kaczmarek, Ludger / Wulff, Hans J. (1994) »Let's talk sex«: Das Intime im öffentlichen Ohr. Westerkappel, unveröff. Manuskript.  
 Kohli, Martin (1994) Institutionalisation und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Beck/Beck-Gernsheim 1994, S. 219 – 244.  
 McLuhan, Marshall (1968) Die magischen Kanäle. Düsseldorf/Wien: Econ.  
 Newcomb, Horace / Hirsch, Paul (1986) Fernsehen als kulturelles Forum. Neue Perspektiven für die Medienforschung. In: Rundfunk u. Fernsehen 34,2, S. 177 – 190.  
 Sennett, Richard (1986) Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt/M.: Fischer.  
 Wulff, Hans J. (1993) Phatische Gemeinschaft/Phatische Funktion. Leitkonzepte einer pragmatischen Theorie des Fernsehens. In: Montage/AV 2,1, S. 142 – 163.  
 Zielinski, Siegfried (1989) Audiovisionen. Kino und Fernsehen als Zwischenspiele in der Geschichte. Rembek: Rowohlt.